

Es gilt das gesprochene Wort!

70 Jahre VdK Pegnitz

am 20. Mai 2017, um 15.00 Uhr

in Pegnitz

Rede von Barbara Stamm, MdL

Präsidentin des Bayerischen Landtags

Sehr geehrter Herr Schönner, [Ortsvorsitzender VdK Pegnitz]

sehr geehrter Herr Dr. Kettner, [Stellvertretender Ortsvorsitzender VdK Pegnitz]

sehr geehrte Damen und Herren,

sehr geehrte Festgäste,

es freut mich sehr, dass ich heute hier bei Ihnen in Pegnitz sein kann und anlässlich des **70-jährigen Bestehens des VdK Pegnitz** zu Ihnen sprechen darf.

„Einem Verband, der den Kriegsoptionen hilft, muss sehr viel am Frieden gelegen sein. Denn er weiß zu gut über den Krieg Bescheid.“ Diese Worte des ersten **Bundespräsidenten Theodor Heuss** beherzigt der VdK vom ersten Tag an. 70 Jahre VdK Pegnitz bedeuten sieben Jahrzehnte Engagement für die Kriegsoptionen und Hinterbliebenen sowie für die Behinderten und Schwachen in unserer Gesellschaft. Damit reiht sich der VdK Pegnitz ein in die praktische Solidarität der großen VdK-Familie mit Menschen, die auf die Hilfe anderer angewiesen sind. In dieser Gemeinschaft tragen die

VdK-Mitglieder dazu bei, dass Mitmenschlichkeit und Gemeinsinn im Bewusstsein und in den Herzen der Menschen lebendig bleiben. Mit seinen zahlreichen engagierten Helferinnen und Helfern leistet der Verband einen wichtigen Beitrag zum inneren Frieden, zum sozialen Ausgleich und damit zur Stabilität unserer Gesellschaft.

Gerne bin ich daher der Einladung gefolgt, an der **70-Jahrfeier des VdK-Ortsverbandes Pegnitz** teilzunehmen – einmal, weil ich es einfach großartig finde, was hier engagierte Menschen tagtäglich leisten zum Wohle ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger. Und zum anderen ist mir die Sozialpolitik – wie Sie vielleicht wissen – seit Jahrzehnten ein Herzensanliegen. Darum freue ich mich ganz besonders, dem **VdK-Ortsverband Pegnitz** die herzlichsten Grüße und Glückwünsche des Bayerischen Landtags überbringen zu können.

Manche, die sich heute hier versammelt haben, haben noch am eigenen Leib erfahren, was Krieg, Gewalt und Elend bedeuten. Sie mussten für eine verfehlte Politik den Kopf hinhalten und hatten ein schweres Schicksal zu meistern. Als die Kriegsbeschädigten 1945 heimkehrten, standen sie vor dem Nichts. Es gab keine

staatlichen Stellen, die helfen konnten. Jeder musste selbst sehen, wie er zurechtkam. Ein fränkischer Dorfgeistlicher beschrieb im Herbst 1946 die Lage seiner „Pfarrkinder“ mit folgenden Worten:

„Wir alle fassen neue Hoffnung, ahnen aber nicht, wie dornenvoll der Weg ist infolge der Besetzung des ganzen Landes durch eine fremde Macht sowie durch Mangel an Baumaterial! Dazu keine Postverbindung, kein Telefon, kein Fahrzeug, außer einem Fahrrad!“

In diesen Sätzen ist viel spürbar von den großen Schwierigkeiten, aber auch etwas von der Hoffnung und der Kraft, die vor rund 70 Jahren ungeahnte Energien freigesetzt haben. Damals haben mutige und entschlossene Frauen und Männer Hand angelegt und nach neuen Wegen gesucht, um den Kriegsopfern und Heimkehrern sowie den Witwen und Waisen zu helfen. In zahlreichen Orten Bayerns fanden sich Gleichgesinnte zusammen, um die größte Not der sogenannten „Stunde-Null“ zu lindern. Diese Notzeiten waren die **Geburtsstunde des VdK Bayern**, der am **4. Dezember 1946**, also nur drei Tage nach Annahme der Bayerischen Verfassung durch das Volk, aus der Taufe gehoben wurde. Damit war die erste große

Bürgerbewegung nach dem Krieg geboren, die nicht nach Ursachen von Verletzungen und Behinderungen fragte, sondern ihre Kraft vielmehr zu deren Linderung und Heilung einsetzte. Die Menschen seinerzeit haben nicht lamentiert und auf Hilfe vom Staat gewartet, sondern sie waren entschlossen, wie es der Unternehmer Hans Pestalozzi sehr deutlich formulierte, *„das Elend nicht mit dem Maul, sondern mit den Händen anzupacken“*.

Manchmal wäre es in der heutigen Zeit ganz gut, wenn sich so mancher öfter vor Augen halten würden, was damals schier Unglaubliches geleistet wurde. Ich denke da vor allem an die junge Generation. Sie hat die schlimmen Erfahrungen der Älteren Gott sei Dank nie machen müssen. Umso notwendiger ist es, unsere Kinder und Enkel immer wieder daran zu erinnern, dass ein Leben in Frieden, Freiheit und Wohlstand nichts Selbstverständliches ist, sondern hart erarbeitet werden musste. Die Jungen tragen die Verantwortung dafür, die Lebensleistung der Eltern und Großeltern zu bewahren und weiterzuentwickeln. Und auch dafür würde ich mir manchmal weniger „Lamentieren“ und mehr Anpacken wünschen!

Anrede

Die **gelebte Solidarität zwischen den Generationen** bestimmt das **Handeln des VdK**. Dieser hat sich im Laufe seines Wirkens **vom Kriegsopferversverband** zu einem **modernen und erfolgreichen Sozialverband** gewandelt, der sich vor allem der Behinderten, der chronisch Kranken und der älteren Menschen annimmt, ohne die Interessen der Kriegsversehrten zu vernachlässigen. Das 70-jährige Jubiläum des Verbandes ist ein geeigneter Anlass, daran zu erinnern, dass der VdK an allen Marksteinen in der sozialstaatlichen Entwicklung unseres Landes in verdienstvoller Weise mitgewirkt hat. Ich denke da an:

- das Bundesversorgungsgesetz von 1950, das zu den großen Sozialgesetzen zählt und kontinuierlich weiterentwickelt wurde,
- das Körperbehindertengesetz und die Einführung der dynamischen Rente 1957,
- das Bundessozialhilfegesetz 1961,
- die Anpassung der Kriegsopferrenten an die gesetzliche Rentenversicherung 1970,
- die Übertragung des Entschädigungsrechts auf die neuen Länder 1991
- die Einführung der Pflegeversicherung von 1995

- oder ganz aktuell die Pflegestärkungsgesetze.

Neben diesen Höhepunkten in der Sozialstaatsentwicklung steht die nicht weniger wichtige Alltagsarbeit der über 60.000 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer, die in rund 8000 Bezirks-, Kreis- und Ortsverbänden häufig im Stillen und ohne große Resonanz in der Öffentlichkeit geleistet wird. Dazu gehört die Beratung in rechtlichen Fragen der Renten- und Sozialversicherung, der Betreuung senioren- und behindertengerechter Erholungszentren sowie der Finanzierung und Durchführung von Rehabilitationsmaßnahmen. Aber genauso wichtig sind gesellige Veranstaltungen wie Tanzabende, Tagesfahrten, Bastelabende, um nur einige Beispiele aus der breiten Palette der VdK-Aktivitäten zu nennen.

Diese Vielfalt an Aktivitäten zeigt eines ganz deutlich: Der VdK ist eine starke Gemeinschaft, die sich immer wieder zu Wort meldet, die Öffentlichkeit auf soziale Missstände aufmerksam macht und konstruktive Vorschläge unterbreitet. Als „Sprachrohr“ der sozial Schwächeren genießt er über parteipolitische und konfessionelle Grenzen hinweg großes Ansehen und Glaubwürdigkeit. Das macht ihn zu einem gesuchten

und kompetenten Gesprächspartner der Politik. Menschen mit Behinderung, ältere und alte, aber auch kranke Menschen – sie alle gehören in die Mitte unserer Gesellschaft, sie besitzen wie jeder andere Mensch eine Würde, die es zu respektieren gilt in allem, was wir tun. Wir neigen oft dazu, das Gelingende stets in Verbindung zu bringen mit Erfolg, mit Gewinn, mit Perfektion, ja auch oft mit Schönheit. „Gelingen“ hat aber etwas mit innerer Zufriedenheit und Glück zu tun, mit Respekt und Toleranz und vor allem damit, dass man ein Teil dieser Gesellschaft ist, dass man soziale Netze hat, dass man gebraucht wird.

Ich betone das bewusst mit Blick auf die Herausforderung in unserer Gesellschaft, die wir schon lange kennen, die wir aber erst in den letzten Jahren bewusst in den Blick genommen haben: **die demographische Entwicklung.**

Zu diesem so wichtigen Thema möchte ich einige Gedanken mit Ihnen teilen:

Schon seit Jahren beschäftigen wir uns mit der sich verändernden Bevölkerungsstruktur; dabei stehen der ältere Mensch und der alternde Mensch zunehmend im Mittelpunkt. Für sehr viele sind die Chancen groß, alt zu werden. **Das ist ein Grund zur Freude!**

Und es ist zugleich eine **Herausforderung für unsere Gesellschaft**. Denn steigende Lebenserwartung darf sich nicht allein auf die Lebenslänge reduzieren, sondern muss vor allem mit **Lebensqualität** einhergehen. Das gilt für diejenigen, die gesund und aktiv die Altersphase erleben; es gilt aber auch für diejenigen, die krank, schwach oder gebrechlich im Alter werden. In diesem Falle stellen sich die Anforderungen von Lebensqualität an die Pflege im stationären und im ambulanten Bereich.

Parallel dazu stehen wir schon heute veränderten Familienstrukturen gegenüber, deren Folgen sich in Zukunft noch verstärkt auswirken werden. Für das Alter musste früher keine Vorsorge getroffen werden, denn man verbrachte seinen Lebensabend auf dem so genannten „Altenteil“, also in seiner gewohnten und vertrauten Umgebung. Heute ist das anders. **Die Familie ist kein letzter und sicherer Hort des Alters mehr.** Großfamilien sind Raritäten, und je weniger Kinder geboren werden, umso dünner wird das soziale Netz, das im Alter auffängt und trägt – vor allem dann, wenn man auf Hilfe und Pflege angewiesen ist.

Die Familie, die vorhanden ist, wird häufig von der Flexibilität im Erwerbsleben gefordert. Niemand kann heute mehr erwarten, dass er dort, wo er wohnt, einen

guten Job findet; es kann auch niemand heute und in Zukunft erwarten, dass er sein gesamtes Erwerbsleben bei einem Arbeitgeber verbringt. Dies hat unter anderem auch zur Folge, dass Familien geografisch völlig auseinander gerissen werden.

Das heißt: **Künftig wird es immer mehr Menschen geben, die im Fall einer Erkrankung oder Pflegebedürftigkeit ihren letzten Lebensabschnitt in einem Pflegeheim verbringen müssen, weil sie keine Angehörigen mehr haben, die ihre Betreuung übernehmen könnten.**

Trotzdem sind gegenwärtig noch – ich betone: noch – **die meisten Pflegebedürftigen in der Obhut von pflegenden Angehörigen.** Von den rund 330.000 Pflegebedürftigen in Bayern werden über zwei Drittel noch zu Hause betreut. Damit tragen pflegende Angehörige – meistens natürlich die Frauen – die Hauptlast der häuslichen Pflege ihrer Lebenspartner oder Eltern. Das kann nicht hoch genug eingeschätzt und anerkannt werden!

Was das konkret bedeutet, kann man sich als Außenstehender und nicht davon Betroffener wahrscheinlich kaum vorstellen. **Auf Dauer sind pflegende Angehö-**

rige durch die damit verbundene massive, körperliche und seelische Belastung überfordert. Manchmal an der Grenze des Erträglichen sind sie selbst gesundheitlich gefährdet. Darüber hinaus können sie den Kontakt zu ihrem sozialen Umfeld verlieren, weil sie so gut wie nie Zeit haben, um etwa mit Freunden und Bekannten etwas zu unternehmen. Sie benötigen daher dringend eine zumindest zeitweise Entlastung.

Alten- und Pflegeheime werden eine herausragende Rolle in der Zukunft einnehmen; damit sind keine Alten- und Pflegeheime im schlechtesten Sinne von „Verwahranstalten“ gemeint, sondern Häuser oder Zentren mit einem vielfältigen Spektrum – abgestimmt auf die individuellen Bedürfnisse der Senioren. Genauso wie in anderen Bereichen (z.B. Kinderbetreuung oder Familienhilfe) ist **mehr Flexibilität** als bisher vonnöten, um der Herausforderung gerecht zu werden.

Deshalb müssen wir uns mit einer ganz zentralen Frage beschäftigen: Unter welchem Dach – damit meine ich keineswegs das organisatorische, sondern das ethische – soll Pflege auch in Zukunft stattfinden?

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“ heißt es in Art. 1 Abs. 1 unseres Grundgesetzes. Dieses Grundrecht gilt für Alte und Junge, Kranke und Gesunde. Auf die Pflege bezogen heißt das – so haben wir es auch einmal in einer Erklärung des ZdK formuliert: *„Die Würde des Menschen als zentraler Bezugspunkt pflegerischer Versorgung beinhaltet eine Förderung der eigenverantwortlichen Lebensgestaltung in allen Lebensphasen. Dazu gehört es auch, gute Voraussetzungen für eine Pflege im häuslichen Umfeld zu schaffen.“* Anders ausgedrückt: **Alle Pflegebedürftigen haben einen Anspruch darauf, dass angemessen für sie gesorgt wird. Das macht einen Teil ihrer unveräußerlichen Menschenwürde aus.** An dem Zustand und der Qualität unseres Pflegewesens lässt sich die Humanität einer Gesellschaft messen. Aber hehre Vorsätze nutzen recht wenig, wenn die Strukturen und Bedingungen im Argen liegen. **Gute Pflege ist erst möglich, wenn wir in den Pflegeheimen und für die häusliche Pflege über genügend gut ausgebildete, engagierte und hoch motivierte Pflegekräfte verfügen.**

Das, was wir letztendlich brauchen, ist die **„Pflege der Pflegenden“**: Wir müssen auf die Rahmenbedingungen ihrer Arbeit, auf ihre Bedürfnisse, ihre Anregungen und

vor allem auch ihre körperlichen und psychischen Belastungen achten und eingehen.

Wie sieht der Alltag der Pflegekräfte aus?

Unabhängig davon, ob wir von der stationären oder ambulanten Altenpflege oder der Krankenpflege sprechen: Neben dem zunehmenden ökonomischen Druck klagen die Pflegedienstleister insbesondere über **Bürokratismus** und **Finanzierungslücken im Pflegewesen**. So gibt es zwar eine Unzahl von Regelungen und Verordnungen, doch wenn es darum geht, wer die Kosten für die große Wäsche bei Frau X oder das Frisieren von Herrn Y übernimmt, tritt eisiges Schweigen bzw. Ratlosigkeit ein. Dies ist nicht nur ein Armutszeugnis, sondern bringt viele Pflegedienstleister an den Rand des Bankrotts.

Die Pflegemitarbeiter haben mit einem **immer höheren Zeitdruck und mit immer mehr Dokumentationsarbeit** zu kämpfen. Nägel schneiden, Haare kämmen, Betten machen – alles muss zeitlich – im wahrsten Sinne des Wortes – minutiös eingetaktet werden und sorgfältig vom Personal protokolliert werden. Denn wer nicht aufschreibt, erhält kein Geld aus der Pflegeversicherung für die erbrachten Leistungen.

Mit der **Zunahme von Multimorbidität, chronischen Erkrankungen und insbesondere auch Demenzerkrankungen** entstehen gerade bei älteren Menschen immer komplexer werdende Versorgungsnotwendigkeiten. Lassen Sie mich dies am Beispiel von Demenz verdeutlichen: Demenz ist im höheren Alter die häufigste Ursache von Pflegebedürftigkeit. In Bayern leiden aktuell mehr als 230.000 Menschen an einer Demenzerkrankung. In der Altersgruppe der über 90-Jährigen weist mehr als jeder dritte demenzielle Symptome auf. Und eine Prognose sagt, dass wir 2030 rund 340 000 demenziell erkrankte Menschen in Bayern haben werden.

Woran müssen sich die Pflegekonzepte der Zukunft orientieren – im Hinblick auf die Pflegenden und im Hinblick auf Einrichtungen und Strukturen?

Ohne eine **fundierte Ausbildung des Pflegepersonals** können wir an den Rahmenbedingungen noch so sehr feilen, wir werden keine hohen Qualitätsstandards auf lange Sicht halten können. Das theoretische Rüstzeug ist das Fundament für den qualitativ hochwertigen Dienst am Nächsten. Hinsichtlich der Ausbildung haben wir durchaus noch Raum für Verbesserungen, z.B. könnten

wir – im Vergleich zu anderen europäischen Ländern – mehr als bisher auf gut ausgebildete **Pflegelehrer** setzen. Doch allein eine gute Ausbildung reicht heute nicht mehr aus. Lebenslanges Lernen gilt auch für den Pflegebereich. Eine gute und qualitativ hochwertige Versorgung der Menschen verlangt eine **kontinuierliche berufsqualifizierende Fort- und Weiterbildung der Pflegekräfte**. In diesen Bereich gehören auch Regelungen zur Überprüfung des aktuellen Fachwissens. Das hat nichts mit Kontrolle oder Gängelung des Fachpersonals zu tun, sondern sollte in dessen eigenem Interesse erfolgen.

Immer wieder hört man die **Klagen über den enormen Zeitdruck bei der Pflegearbeit**. Wen verwundert es, wenn man bedenkt, dass die Schichtarbeit rund 77 % der Pflegenden trifft, mehr als 90 % an Sonn- und Feiertagen arbeiten und 50 % Nachtschichten leisten. 27 % der Pflegenden haben das Gefühl, häufig an die Grenze der Leistungsfähigkeit gehen zu müssen. Umso nachvollziehbarer sind deshalb Studien, die belegen, dass neben der körperlichen auch die psychische Arbeitsbelastung für das Pflegepersonal in Deutschland seit Jahren konstant zunimmt. Rund 90% aller Altenpfleger fühlen sich schlichtweg überlastet. Und

ebenso nachvollziehbar ist das nachlassende Interesse von jungen Menschen an Pflegeberufen.

Geradezu alarmierend ist auch das **Burnout-Syndrom bei Pflegekräften**. Fast 20% des befragten Pflegepersonals in Deutschland erwägen ernsthaft den Ausstieg aus ihrem Beruf. Nur England und Italien sind uns in diesem Punkt noch voraus. Dementsprechend sind in Deutschland nur knapp 50 % aller Pflegekräfte mit ihrer Arbeit zufrieden, während Norwegen und die Niederlande Spitzenwerte von immerhin 85 % bzw. 80 % vorweisen können. Mit knapp 40 % aller Befragten wurden in keinem anderen Land mehr Erkrankungen des Stütz- und Bewegungsapparates festgestellt. Und die durchschnittliche Verweildauer in einer Einrichtung ist mit rund 6 Jahren bei uns eine der kürzesten in Europa.

Die Gründe für diese bedrückenden Tatsachen sind vielschichtig. Doch eine Ursache ist sicherlich, dass sich der Pflegeberuf in der Praxis ganz anders gestaltet, als es sich die jungen Leute vorgestellt haben. **Der Dienst am Menschen hat sich zu Tätigkeiten gewandelt, die bis ins Detail reglementiert sind. Das ist menschenunwürdig, nicht nur für die zu Pflegenden, sondern auch für die Pflegerinnen und Pfleger.**

Deshalb brauchen wir neben der Entbürokratisierung in Zukunft noch mehr Stellen im Pflegebereich.

Eine immer größer werdende Herausforderung für die Pflegenden ist auch die steigende Zahl der älter werdenden Migranten in unserem Land. Die Begründung, dass gerade die engen Familienbande in diesen Familien eine außerhäusliche Pflege überflüssig machen, ist längst ein Mythos. Die Migration und die Lebensumstände in Deutschland haben diese Tradition mittlerweile überholt. In naher Zukunft werden gerade in den großen Städten viele ausländische Bürgerinnen und Bürger in den Pflegeeinrichtungen zu finden sein. Deshalb ist es wichtig zu wissen, wie sich die unterschiedlichen geschichtlichen und kulturellen Hintergründe im Pflegebereich auswirken werden. Das heißt: Wir brauchen ein „interkulturelles Pflegeprofil“.

Und wir müssen Hausgemeinschaften im stationären und im ambulanten Bereich fördern, auch bei den Menschen, die z.B. an **Demenz** leiden; bei aller Notwendigkeit einer intensiveren Betreuung – diese Menschen können sehr wohl in einem gewissen Grad ihr Leben selbständig führen. **Deshalb begrüße ich es**

sehr, dass sich die Staatsregierung ausdrücklich für die persönliche Situation der Demenzkranken und ihrer Angehörigen einsetzt, indem sie nicht nur Information und Aufklärung intensiv betreibt, sondern mittlerweile auch führend bei der Förderung von Modellprojekten nach dem Pflegeleistungs-Ergänzungsgesetz ist.

Enorm wichtig ist auch die Kooperation zwischen professioneller Pflege und Ehrenamt: Die Kompetenzen müssen klar und eindeutig abgesteckt werden, damit aus dieser sinnvollen Ergänzung von Ehrenamt und professioneller Pflege kein kräftezehrendes Gerangel wird, sondern eine gelungene Mischung, mit der wir den Bedürfnissen der Menschen gerecht werden können.

Und wir müssen eine Abschiedskultur als Lebenskultur etablieren: Wichtig ist die Integration von Palliativ- und Hospizversorgung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen.

„Der Tod ist ein Problem der Lebenden“ schrieb einmal der Soziologe und **Philosoph Norbert Elias** vor einem Vierteljahrhundert. Durch den Wegfall von ausgeprägten Familienstrukturen und Mehr-

Generationenfamilien **verlagert sich das Lebensende immer mehr in Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen**, wobei die Ärzte und das Pflegepersonal eher weniger auf den Umgang mit Sterbenden vorbereitet sind. Anders ausgedrückt: Das Pflegepersonal war noch nie in einem solchen Ausmaß mit Sterbenden konfrontiert; die Verweildauer sinkt dramatisch, weil die Menschen so lange wie möglich zu Hause bleiben. Erst wenn die Hilfsbedürftigkeit zu groß wird, wechseln sie ins Pflegeheim. Diese Entwicklung können Alten- bzw. Pflegeheime allein nicht bewältigen. Diese müssen deshalb viel stärker als Schnittstelle für die Vernetzung von Hausärzten, ambulanten Hospizdiensten und auch Angehörigen wahrgenommen werden.

Einerseits muss der Hospizgedanke, also die Abschiedskultur, einen breiteren Raum in den Pflegeheimen einnehmen; ein würdiger Umgang mit dem sterbenden Heimbewohner, seinen Angehörigen und schließlich auch mit dem Toten kann das Ansehen einer Einrichtung nur fördern. Andererseits gehört aber auch dazu, die Pflegenden in den Fragen der Abschiedskultur zu begleiten und weiterzubilden.

Meine Damen und Herren,

wie Sie sehen, ist das Paket an Herausforderungen auf diesem Feld durchaus groß. Vor allem wird in vielen Punkten immer wieder deutlich, **was den Erfolg in der Pflege ausmacht.**

Pflege braucht neben der Erfüllung der unterschiedlichen Bedürfnisse ein **ausgewogenes Verhältnis zwischen Leistung am Menschen und Beziehung zum Menschen. Und genau dieses Verhältnis brauchen wir überall dort, wo Menschen auf die Hilfe anderer angewiesen sind.**

Anrede

In der ersten Ausgabe des früheren VdK-Verbandsorgans "Wille und Weg" vom Februar 1948 schrieb der damalige **VdK-Landesvorsitzende Max Peschel:**

„Wir wollen die Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen, dass die Not, das Elend, die Sorge für die Familie bei den in ihrer Arbeitskraft schwer Beeinträchtigten, bei den durch das hohe Alter Gebeugten und bei den Hinterbliebenen, den Witwen und Waisen noch ungleich größer ist als bei den trotz aller Not Glücklichen, die noch im Besitz ihrer vollen

Arbeitskraft, ihrer Gesundheit und damit des wertvollsten Gutes sind.“

Diese mahnenden Worte waren und sind für den VdK Ansporn, das menschliche, behindertenfreundliche und soziale Antlitz unserer Gesellschaft zu bewahren. Dazu hat auch der VdK-Ortsverband Pegnitz einen großartigen Beitrag geleistet.

Ich möchte daher heute die Gelegenheit nutzen und Ihnen, den hauptamtlichen und den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, für Ihren Einsatz im Dienste der sozial Schwachen im Namen des Bayerischen Landtags und ganz persönlich von Herzen danken. Ich wünsche Ihnen alles erdenklich Gute und viel Erfolg für Ihre Arbeit, dass Sie auch weiterhin die so notwendigen Zeichen der Menschlichkeit in unserer Gesellschaft setzen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.